

Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen

In den letzten Jahren hat es einen erstaunlichen Boom von Einführungen in Methoden und Theorien der Historiographie gegeben¹, der von der Vermutung einer Rückkehr der Großtheorien in der Geschichtswissenschaft², von der Beunruhigung über die Schwierigkeiten mit dem Wahrheitsbegriff³ und von dem Bedürfnis nach einer Diskussion des Verhältnisses von Fakten und Fiktionen⁴ getragen ist. Pessimisten sehen die Geschichte bereits von verantwortungslosen Literaturkritikern und Sozialwissenschaftlern ermor-det⁵, während offensivere Geister dafür plädieren, keine Angst vor dem *linguistic turn* zu zeigen⁶. In dieser Debatte verschränken sich sicher auch Elemente eines Generationswechsels und Verschiebungen in den internationalen Rezeptionsprozessen, aber ihre Grundlage findet sie vor allem in

-
- 1 Eine ausführliche Literaturübersicht bis zur Mitte der neunziger Jahre bietet: C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997; daneben jetzt allein im deutschsprachigen Raum: D. Rothermund, Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Geschichtsschreibung, München 1994; C. Simon, Historiographie. Eine Einführung, Stuttgart 1996; K. E. Müller/J. Rüsen (Hrsg.), Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien, Reinbek b. Hamburg 1997; H.-J. Goertz (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek b. Hamburg 1998; C. Cornelißen, Geschichtswissenschaften. Eine Einführung, Frankfurt a. M. 2000. Weiterhin angekündigt: Eibach/G. Lottes (Hrsg.), Geschichtskompaß, Göttingen 2000. Es würde zu weit führen, hier Vollständigkeit anzustreben, zumal die Grenze zwischen Einführungen und Forschungsbeiträgen fließend ist.
 - 2 Q. Skinner, The return of grand theories.
 - 3 J. Appleby/L. Hunt/M. Jacob, Telling the truth about history, New York/London 1994; A. B. Spitzer, Historical Truth and Lies about the Past, Chapel Hill 1996; C. B. McCullagh, The Truth of History, London 1998.
 - 4 R. J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt a. M./New York 1999; R. E. Frykenberg, History and Belief. The Foundations of Historical Understanding, Grand Rapid/Cambridge 1996; W. H. McNeill, Mythistory, or Truth, History, and Historians, in: American Historical Review 91 (1986).
 - 5 K. Windschuttle, The Killing of History. How a Discipline is being Murdered by Literary Critics and Social Theorists, Paddington 1994.
 - 6 J. Vernon, Who's Afraid of the „Linguistic Turn“? The Politics of Social History and its Contents, in: Social History 19 (1994), S. 81-97; P. Schöttler, Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1997), S. 134-151.

einer das Fach mehr und mehr beunruhigenden Erfahrung des Auseinanderfallens von öffentlichen Bedürfnissen nach Geschichtsvergewisserung und disziplininternem Methodenstreit. Allerdings zeigt sich bei näherem Hinsehen, daß dies keineswegs eine Diskussion ist, die überall auf der Welt nach den gleichen Mustern abläuft. Das Zentrum ihrer Intensität liegt eindeutig in Nordamerika und in Westeuropa, während beispielsweise Historiker in Ostmittel- und Osteuropa von anderen Sorgen umgetrieben zu werden scheinen, die sich eher auf die (Wieder-)Herstellung einer „wahren“ Geschichte beziehen. Auch die Geschichtsschreibung in Asien schließt keineswegs selbstverständlich an die Agenda ihrer Kollegen im Westen an, sondern betont abweichende Problemlichkeiten.⁷

Eine durchaus beträchtliche, wenn nicht gar anwachsende Nachfrage des Publikums nach Darstellungen der Vergangenheit gründet sich – trotz oder gerade wegen der widersprüchlichen Zuschreibung mangelnder Vermittlungskompetenz in die Öffentlichkeit und hoher Zuverlässigkeit bei der Einhaltung wissenschaftlicher Standards – auf eine Erwartung an wahrheitsgetreue Berichte über das Früher. Fakten gelten als Grundlage dieses Wahrheitsbegriffes, da sie eine Überprüfbarkeit von Darstellung und Dargestelltem suggerieren.⁸ Dieser naive, wenig reflektierte Wahrheitsbegriff bleibt keineswegs auf ein außeruniversitäres Publikum beschränkt, wie ein Blick in Vorlesungsmitschriften von Studierenden (nicht nur) niederer Semester belegt. Historiker sehen sich mit einer Anforderung, die „Wahrheit“ über die Vergangenheit zu schreiben, konfrontiert, die nicht nur ihre Rolle in der Gesellschaft zu definiieren sucht, sondern auch zum Kriterium in der Konkurrenz mit anderen Berufsgruppen wird, die in der Gesellschaft zentrale Deutungskompetenz beanspruchen. Hieraus ergibt sich der zunehmende Druck, Ergebnisse der Forschung möglichst schnell nicht nur fachintern zu kommunizieren, sondern in einen gesellschaftlichen Diskurs zu integrieren, der sich als die „Wahrheit“ präsentiert.

Die geschichtstheoretischen Debatten der letzten Jahre sind dagegen von einer erheblichen Skepsis gegenüber dieser Position, der die meisten Kommentatoren wie Produzenten historischer Darstellungen beipflichten würden, durchdrungen.⁹ Die These, wonach Geschichtsschreibung nichts anderes als ein bestimmter Typus fiktionaler Texte sei, der sich kaum von anderen Fiktionen unterscheidet, hat sich zwar nicht durchgesetzt, ist aber auch nicht mehr einfach durch den Verweis auf traditionelle Standards der Wissen-

7 Vgl. dazu jetzt den Überblick bei R. Torsteadahl, *An Assessment of Twentieth-Century Historiography*, Stockholm 2000.

8 Vgl. zu den theoretischen Herleitungen und Problemen dieser Wahrheitsauffassung Lorenz (Anm. 1), S. 35ff. und S. 130ff. sowie Evans (Anm. 4), S. 78ff.

9 Vgl. dafür als Beispiel jetzt die Debatte zwischen M. Fulbrook, *Fact, Fantasy, and German History*, in: *German Historical Institute* (Hrsg.), *Bulletin* 26 (2000), S. 3-34 und K. H. Jarausch, *The Limits of Common Sense: (Post-)Postmodern Problems or Opportunities? A Comment on Mary Fulbrook*, in: ebenda, S. 35-43.

schaftlichkeit aus dem Feld zu schlagen.¹⁰ Es hat sich herausgestellt, daß ältere Unterscheidungskriterien zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten eher die These bestätigt haben, daß wichtige Produkte der Geschichtsschreibung nahe an über fiktionalen Literatur stehen. Dies gilt insbesondere für Unterscheidungen nach Stilmitteln, die im Anschluß an Hayden Whites Vorschläge näher untersucht worden sind.¹¹ Dagegen dürfte das überzeugendste Argument für eine Unterscheidung zwischen Historikern und Schriftstellern in dem positional begründeten Anspruch der Historiker auf Wissenschaftlichkeit und eine entsprechende Erwartung des Publikums, die „Wahrheit“ gesagt zu bekommen, liegen. Diese Plausibilität hat ihr Fundament in einer Reihe von Verfahren, die zur Beweisführung der Faktizität von Vorgängen und strukturellen Kausalitäten herangezogen werden: die Anerkennung der Vetomacht der Quellen sowie der Zwang zur Berücksichtigung aller für eine Aussage relevanten und zugänglichen Quellen neben der Verpflichtung auf die Regeln zumindest der elementaren Logik und des widerspruchsfreien Schließens. Diese Verfahren sind im Laufe der Verwissenschaftlichung von Historiographie im 19. Jahrhundert formuliert, ausgebaut und kodifiziert worden. Ihre Anerkennung wurde dadurch gesichert, daß der Zugang zu den Spitzenämtern der Profession an ihre Einhaltung oder jedenfalls an das Bekenntnis zu ihrer Einhaltung gekoppelt wurde. Es ist diese Vorgehensweise, die den Status einer wissenschaftlichen, nichtfiktionalen Aussage über historische Sachverhalte begründet und damit die Position des Historikers als eines wissenschaftlich vorgehenden Autors festigt, an den sein Publikum entsprechende Erwartungen knüpft.

Hier setzt nun allerdings die postmoderne Kritik in der Narrativitätsdebatte an, indem sie darauf hinweist, daß dieses Fundament insoweit brüchig ist, als die aus solchen (durch Verwissenschaftlichung und Professionalisierung stabilisierten) Verfahren hervorgehende Autorität den problematischen Teil im Charakter historiographischer Produkte gar nicht oder nur unvollständig erfaßt¹²: Das Problem der Fiktionalität liegt nicht in der Faktizität von Ereignissen und Kausalzusammenhängen geringer Reichweite, sondern vielmehr in ihrer Einbettung in umfassende Erzählungen, die in

10 Es ist in dieser Debatte wenig bewußt gemacht worden, daß einerseits ältere Positionen, etwa Droysens, wiederaufgegriffen wurden, daß andererseits die Narrativitätsdiskussion der frühen achtziger Jahre Unterschiede zu Droysens Ideen aufwies. Den eingangs genannten theoretischen Arbeiten kommt das Verdienst zu, nun – gewissermaßen nachholend – die theoretischen Grundlegungen vieler Äußerungen aufzudecken. Dies hindert natürlich die Mehrheit der Historiker nicht daran, auf die Geschichtstheorie als etwas Überflüssiges herabzuschauen.

11 H. White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1991 (das amerikanische Original bekanntlich 1973); A. Rigney, *The Rhetoric of Historical Representation*, Cambridge 1990.

12 F. R. Ankersmit, *History and Tropology. The Rise and Fall of metaphor*, Berkeley 1994 sowie die Beiträge in J. Topolski (Hrsg.), *Historiography between modernism and postmodernism*, Amsterdam/Atlanta 1994.

sich kohärent sind und insoweit (nach Ankersmit) eine „subjektive Wahrheit“ produzieren. Während die ältere, teilweise vom Marxismus inspirierte Literatur die Strukturen dieser „subjektiven Wahrheit“ mehr oder minder überzeugend auf die Bindung der Historiker an gesellschaftliche Interessen zurückgeführt hat, hat Hayden White die Zwänge der Form hervorgehoben: „Problematisch wird diese Beziehung [zwischen narrativem Diskurs und der Darstellung der Geschichte – M.M.] für die Geschichtstheorie mit der Erkenntnis, daß die Erzählung nicht nur eine neutrale diskursive Form ist, die bei der Darstellung realer Ereignisse im Sinne von Entwicklungsprozessen angewandt oder auch nicht angewandt werden kann, sondern vielmehr ontologische und epistemologische Wahlmöglichkeiten mit eindeutig ideologischen und sogar spezifisch politischen Implikationen nach sich zieht.“ Die narrative Form sei gerade kein neutrales Medium, sondern erzeuge eine „mythische Sicht der Wirklichkeit“, die den dargestellten Ereignissen „eine trügerische Kohärenz verleiht und sie mit einem Sinn befrachtet, der eher zum Traumdenken als zum wachen Denken gehört.“¹³ Es ist gegen die Argumentation von White vorgebracht worden, daß er sich nur auf einen bestimmten Typ historiographischer Produktion konzentriere und zu stark auf die Autoren des 19. Jahrhunderts fixiert bleibt. Tatsächlich findet sich bei ihm die Annahme, Historiographie müsse narrativ sein, zwar ausführlich in ihren Konsequenzen erörtert, aber in ihrer Begründung allzu schnell auf universelle anthropologische Voraussetzungen zurückgeführt: „Als globale kulturelle Fakten sind Erzählung und Erzählen weniger ein Problem als einfach Gegebenheiten.“ Es handle sich um einen relativ kulturunabhängigen „Metacode“, eine „menschliche Universalie“. Diese übersetze Wissen und Sprache, bringe menschliche Erfahrung in „eine den eher allgemein menschlichen als kulturspezifischen Sinnstrukturen assimilierbare Form“.¹⁴ Ohne Erzählung sei die Produktion von Sinn unmöglich, die Zurückweisung der Narrativität sei eine Zurückweisung von Sinn und Sinnbildung.

Man muß sich aber keineswegs mit einer solch universalistischen Feststellung begnügen. Vielmehr zeigt ein Blick auf die Untersuchung von Identifikationsprozessen die Bedeutung von narrativen Strukturen. Die verschiedenen Codes der kollektiven Kommunikation werden nicht nur durch ihre Narrativität ineinander übersetzbar¹⁵, sondern diese spielt auch für die individuelle Identitätsformierung eine zentrale Rolle: Die Identifikation des Einzelnen mit einer Gruppe, mit einer Situation, mit einem Ziel sozialer Entwicklung, kann als „Passungsleistung“ durch den Abgleich zwischen

13 H. White, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 1990, S. 7.

14 Ebenda, S. 11.

15 A. Megill, *Recounting the Past. „Description“, Explanation, and Narrative in Historiography*, in: *American Historical Review* 94 (1989), S. 627-653.

vorliegenden Erzählmustern und der individuellen Selbsterzählung unter Berücksichtigung der verfügbaren Ressourcen interpretiert werden.¹⁶

Die Vergewisserung einer Geschichte, die über die Zwischenstufen des individuellen, des kollektiven und des kulturellen Gedächtnisses¹⁷ geformt wird, hat in den Identifikationsprozessen gerade deshalb eine so eminente Bedeutung, weil und insoweit sie die errungene Qualität bei der Übersetzung der Codes verschiedener Gesellschaftssphären in einen Metacode und die Spannbreite der in einer Gesellschaft als akzeptiert geltenden individuellen „Passungsarbeiten“ in narrativen Mustern abbildet. Dadurch kann sie zum „Motor der Entwicklung“ oder zum „Fundament der Kontinuität“ werden, „in keinem Falle aber wird die Vergangenheit ‚um ihrer selbst willen‘ erinnert“, wie Jan Assmann schlußfolgert und daran anschließt, daß sich aus dieser Tatsache ergebe, eine Gegenüberstellung von „Fiktion (Mythos) gegen Realität (Geschichte) und wertbesetzte Zweckhaftigkeit (Mythos) gegen zweckfreie Objektivität (Geschichte)“ stehe seit längerem zur Verabschiedung an.¹⁸ Vielmehr sei interessant, *wie* die Funktionsstellen in der Erinnerung besetzt werden: Assmann unterscheidet zwischen „heißen“ Gesellschaften und Erinnerungen einerseits, die ihr geschichtliches Werden verinnerlicht haben, und „kalten“ Gesellschaften bzw. Erinnerungen, bei denen die Vergegenwärtigung der sog. „absoluten Vergangenheit“¹⁹ „im Modus der zyklischen Wiederholung“ geschieht.²⁰ Innerhalb der „heißen“ Erinnerung könne wiederum zwischen fundierendem Mythos und „kontrapräsentischen“ Mythos unterschieden werden. Der eine begründet die Herkunft der Gegenwart auf direkte Weise, der andere markiert den Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart indirekt, über das „jetzt“ „Fehlende, Verschwundene, Verlorene“ gegenüber einem heroischen Zeitalter.

Diese „Mythomotorik der Erinnerung“ ist in ihrem Funktionieren an narrative Muster gebunden. Die Historiographie wird in der neueren Geschichtstheorie nicht mehr diesen Erinnerungsweisen als durch wissenschaftliche Verfahren kontrollierende Instanz gegenübergestellt, sondern stärker als ein – wenn auch distinkter – Teil des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses behandelt.

16 Vgl. zur näheren Begründung dieser hier nur knapp wiederzugebenden Auffassung und ihren theoretischen Wurzeln: J. Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte (=Erinnerung, Geschichte, Identität 1)*, Frankfurt a. M. 1998.

17 Zu diesen Stufen vgl. J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999, S. 29-55.

18 Ebenda., S. 75.

19 E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen II. Das mythische Denken*, Darmstadt 1958, S. 130.

20 Assmann (Anm. 18), S. 78.

Eine solche Zuspitzung wird von den praktizierenden Historikern jedoch zumeist nicht für die Produkte ihrer eigenen Zeit akzeptiert, interessanterweise aber durchaus kritisch gegen frühere historiographische Erzeugnisse in Stellung gebracht. Es gehört beispielsweise zu den Begründungskontexten der neueren Sozialgeschichtsschreibung in der Bundesrepublik, daß sie sich heftig gegen den Meistererzählungscharakter der Historiographie des Kaiserreiches und der nachfolgenden Jahrzehnte abzusetzen versuchte.²¹ Ihrem eigenen Anspruch nach ist sie jedoch gegen die Schwierigkeiten, die sich aus der narrativen Form der Geschichtsschreibung ergeben, insoweit gefeilt, wie sie sich einer theoriegeleiteten Kategorienbildung und sprachlichen Gestaltung bedient. Des weiteren verringere ein Explizieren der eigenen Erkenntnisinteressen des Historikers, für den im Begriff der „Orientierungsleistung“ eine beschränktere Funktion reklamiert wird, die Gefahr einer Sinnstiftung „hinter dem Rücken“ der Autor-Publikum-Beziehung.²²

Wir befinden uns also bei der Analyse der Rolle von historischen Erzählungen in einer in mehreren Hinsichten widersprüchlichen Situation. Erwartungen des Publikums an eine sehr simple Relation von Fakten und ihre Interpretation korrespondieren nicht mit der stärker reflexiven Position der Geschichtstheoretiker in bezug auf den „doppelten Boden“ der Historiographie, welche die Realgeschichte immer zugleich mit der ebenso realen Erinnerung im Blick behalten muß. Zugleich betätigen sich Historiker immer stärker traditionskritisch und dekonstruierend gegenüber ihren Vorläufern, weigern sich aber mit guten Gründen, daraus den Schluß zu ziehen,

21 Einflußreich waren dabei vor allem das Buch von G. G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, München 1978 (mit einem Nachwort versehener ND Köln/Weimar/Wien 1998) und die von H.-U. Wehler konzipierte Reihe „*Deutsche Historiker*“ (Göttingen 1971–1982).

22 Wehler hat diese Kriterien für eine moderne Erzählung der deutschen Geschichte als Gesellschaftsgeschichte im ersten Band seines *Großunternehmens* ausführlich dargestellt. Vgl. auch seinen Aufsatz „Geschichtswissenschaft heutzutage: Aufklärung und ‚Sinnstiftung‘“, in: *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1989, S. 775–793. Mit der Feststellung, man wolle nur Orientierungswissen bereitstellen, ist keineswegs eine Kontrolle über das „Funktionieren“ des dieses Wissen enthaltenden Textes, einer Narration, gesagt. Dies gilt um so mehr, wenn die idealtypische, d.h. fiktive Unterscheidung in eine Forschungsphase, eine verwissenschaftliche Präsentation und eine pädagogische bzw. politische Vermittlung mit der Haltung einer „engagierten“ Historiographie verbunden wird.

Die von vielen Kommentatoren als Konkurrenzunternehmen zu Wehlers großem Panorama interpretierte Darstellung Nipperdeys hat demgegenüber verzichtet, dem „narrativen Diskurs“ (White) eine distanzierende Erörterung voranzustellen. Der Vergleich der Texte ergibt dann allerdings, so hat kürzlich Paul Nolte argumentiert, weit geringere Unterschiede, als man sie von diesen konzeptuell differierenden Begründungen her hätte erwarten können. Vgl. den Bericht zu seinem Vortrag auf dem Kolloquium „Historiographien vergleichen“ am Zentrum für vergleichende europäische Geschichte, Berlin, Juni 1999 in: www.fu-berlin.de/zvge/enter-tagungen.htm oder <http://hsokult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/tagber/coch0899.htm>.

sie selbst seien ihrerseits nichts anderes als Mythenproduzenten. Es ist mit dem Habitus des wissenschaftlichen Wahrheitsforschers schwer vereinbar, im selben Moment zum Objekt einer erinnerungsgeschichtlichen Analyse zu werden.²³

Eine Reihe von Entwicklungen, die als methodische Verfeinerungen und Erweiterungen der Aufgaben, die sich die Historiker stellen, beschrieben werden können, die aber auch einen sehr konkreten politisch-sozialen Kontext während der achtziger und neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts haben, vertiefen diese Widersprüche einerseits, sind aber zugleich auch Bestandteil der Suche nach zeitgemäßen Lösungen.

Die Zunahme von Tendenzen der Historisierung in modernen Gesellschaften²⁴ hat zu größerer Aufmerksamkeit für die Verschiedenheit der Formen geführt, in denen sich Gesellschaften über ihre Vergangenheit verständigen. Neben Studien zur Geschichtswissenschaft sind in verstärktem Maße solche zur Vergangenheits- bzw. Geschichtspolitik²⁵, zur Denkmalkultur²⁶ und zum Streit der Gedächtniskulturen²⁷ getreten. Damit taucht aber überhaupt erst die Frage auf, was diese Dimensionen zusammenhält, welche Beziehungen zwischen ihnen bestehen. Die Tendenz zur massiven Historisierung ist zuerst in Frankreich im Projekt von Pierre Nora über die *lieux de mémoire* analytisch aufgeschlüsselt worden, was erhebliche Folgen für die Praxis der Geschichtsschreibung über diese Phänomene hatte: Vertraute Orte wie das Archiv, das Denkmal, die Bibliothek, die Schule usw. wurden jetzt als Erinnerungsorte wahrgenommen und die von ihnen ausge-

23 Diese Widersprüchlichkeit durchzieht bereits die scharfen Kontroversen des Kalten Krieges, als sich „marxistische“ und „bürgerliche“ Historiker gegenseitig schonungslos auf ihre Gebundenheit, auf ihre Legitimierungsfunktion und damit auf ihre Rolle in der politisch determinierten Erinnerungsarbeit der jeweiligen Gesellschaften hingewiesen haben, ohne Anwendung der in der Beobachtung des anderen sehr scharfsinnig entwickelten Kriterien auf sich selbst jedoch energisch zurückwiesen. Dies dürfte bis heute einer der mentalen, oft nur im Unterbewußtsein präsenten Gründe für die Verweigerung systemvergleichender Arbeiten ohne vorherige Festlegung der Ergebnisinterpretation sein, weil mit dem Verlust der normativen Vorannahmen zugleich die eigene Rolle in Gefahr zu geraten droht.

24 H. Lübke, *Modernisierung und Folgekosten. Trends kulturellen und politischer Evolution*, Berlin/Heidelberg/New York u.a. 1997.

25 P. Reichel, *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*, München/Wien 1995; N. Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996; E. Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*, Darmstadt 1999.

26 Aus einer ebenfalls zahlreichen Literatur sei nur verwiesen auf C. Tacke, *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995; R. Koselleck/M. Jeismann (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994.

27 Einen Überblick zu den neueren Entwicklungen in einem breiteren, nicht nur auf eine nationale Gedächtniskultur fixierten Sinne gibt H. Rousso (Hrsg.), *Stalinisme et nazisme. Histoire et mémoire comparée*, Brüssel 1999.

strahlte Geschichte eruiert. Kritisiert wurde an diesem beeindruckenden Vorhaben vor allem seine eigene Fixierung auf eine (noch) intakte Nationalgeschichte, die es praktisch mit Mitteln der Erinnerungsgeschichte gegen einen Verlust von Kohärenz und Sinn zu verteidigen suchte. Die Annahme einer kontinuierlich verlaufenden Geschichte der französischen Nation als Objekt und Subjekt der Erinnerung war zweifellos eine günstige Voraussetzung für das Vorhaben einer Untersuchung der *lieux de mémoire*.

Eine Übertragung des Vorhabens auf andere, sich gerade ihrer Diskontinuität bewußten historischen Erinnerungsgemeinschaften erweist sich als schwierig.²⁸ Die deutsche Vereinigung von 1990 z. B. hat gerade nicht zur (von manchen gewünschten) Verwischung der Diskontinuitäten geführt, sondern sowohl den gravierenden Bruch von 1933/45 als auch die Unterschiede in der Nachkriegsgeschichte eher noch verstärkt ins Bewußtsein gerückt.²⁹ Daran schloß sich gerade in Deutschland während der neunziger Jahre eine Diskussion an, die das soziale Erinnern selbst zu historisieren versucht.³⁰ Die Ergebnisse der Oral History-Forschungen zum Verhältnis von narrativen Angeboten als öffentlichen Vorstrukturierungen und individuellem Erinnern sind dabei mit eingeflossen.³¹

Nachdem lange Zeit unter der Vorstellung von einer zunehmend verwissenschaftlichten Geschichtsbetrachtung lediglich die Annäherung an eine historische Realität erörtert wurde, die Formen dagegen vernachlässigt blieben, in denen Geschichte vergegenwärtigt wird, hat seit Anfang der achtziger Jahre eine umfangreiche Diskussion über Narrativität eingesetzt. Damit wurden literaturwissenschaftliche Methoden für die Historiogra-

28 Hierzu die Überlegungen von E. François, *Ecrire une histoire des lieux de mémoire allemands: pourquoi? comment?*, Berlin 1997 (Ms.); ders. (Hrsg.), *Lieux de Mémoire. Erinnerungsorte. D'un modèle français à un projet allemand*, Berlin 1996; jetzt: H. Schulze/E. François (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2000.

29 J. Danyel (Hrsg.), *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*, Berlin 1995 (mit ausführlicher Bibliographie), J. Herf, *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys*, Cambridge/London 1997; T. Herz/M. Schwab-Trapp, *Umkämpfte Vergangenheit. Diskurse über den Nationalsozialismus seit 1945*, Opladen 1997; C. Kleßmann/H. Misselwitz/G. Wichert (Hrsg.), *Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte*, Berlin 1999; A. Assmann/U. Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999.

30 Neben den oben zitierten Studien von Jan Assmann vgl. A. Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999; dies./H. Friese (Hrsg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3*, Frankfurt a. M. 1999; D. Harth/J. Assmann (Hrsg.), *Revolution und Mythos*, Frankfurt a. M. 1992.

31 L. Niethammer (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt a. M. 1985; H. Welzer, *Erinnern und Weitergeben. Überlegungen zur kommunikativen Tradierung von Geschichte*, in: *BIOS 11* (1998) H. 2, S. 155-170; A. von Plato, Alexander, *Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriß und Literaturbericht*, in: ebenda, S. 171-200.

phiegeschichte interessant, mit denen Instrumente zur Operationalisierung der genannten Fragen überhaupt erst gesucht werden konnten. Hayden Whites „Metahistory“ ist deshalb wohl ein vielzitiertes Buch geworden, weil der Autor auf eingängige Weise die neuen analytischen Hilfsmittel plot-Struktur, Motiv, Szene usw. vorgeführt hat, die lange Zeit für die Historiker allzu nebensächlich geblieben waren.

Methodische Voraussetzungen dieser Art für eine grundsätzliche Neuorientierung in der Geschichtswissenschaft blieben jedoch solange „stumpf“, wie nicht die Objektivismus-Frage³² derart massiv aufgeworfen wurde, daß die Fiktion einer Geschichtswissenschaft, die lediglich Mythen zerstört, aber keinesfalls neue produziert, nicht länger beibehalten werden konnte. Innerhalb von nur einem Jahrzehnt hat sich verschiedenen Widerständen zum Trotz ein neuer mainstream-Konsens unter den Historikern in Richtung eines gemäßigten Relativismus durchgesetzt. Dabei traf der Impuls eines *cultural turn* mit der Wende in der Nationalismusforschung zur Theorie von den *invented communities*³³ zusammen, die Anfang der neunziger Jahre aus sehr aktuellen Anlässen in Deutschland intensivere Aufmerksamkeit erfuhren.

Diese Veränderungen der Interessenschwerpunkte und methodischen Orientierungen in der Historiographie trafen auf mehrere Tendenzen, für die sich 1989 als Zäsur eingepreßt hat:

Das Ende der Spaltung Europas in zwei sehr unterschiedliche Geschichtskulturen hat die Frage nach dem Verhältnis der ost- zu den westeuropäischen Geschichtsbildern aufgeworfen, wodurch die Relativierung des Vertrauten weiter voranschritt. Als jüngstes Beispiel hat eine hochrangig besetzte Konferenz in Stockholm für öffentliches Aufsehen gesorgt, in der die Prioritäten der östlichen und der westlichen Erinnerungsarbeit aufeinanderstießen, indem die These von der Einzigartigkeit des Holocaust und die Erfahrung des Gulag als erinnerungsbestimmende Traumata gegeneinander gestellt wurden.

Eng im Zusammenhang mit dieser Konfrontation der Erinnerungsweisen vornehmlich in bezug auf das 20. Jahrhundert steht die Diskussion um die Rolle professioneller Historiker in den Staaten des Ostblocks. Auf der einen Seite steht die völlige Exkommunizierung aus der Gemeinschaft wissenschaftlich vorgehender Fachvertreter zumeist unter dem Signum der Legitimationswissenschaft. Wissenschaftlichkeit und Parteilichkeit werden

32 P. Novick, *That Noble Dream. The „Objectivity Question“ and the American Historical Profession*, New York/Melbourne 1988.

33 In dieser bewußt hybridisierten Kategorie könnte man die Vorschläge zusammenziehen von: E. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983 und B. Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983.

in dieser Perspektive schroff gegenübergestellt.³⁴ In den „gespaltenen Historiographien“ Ostmitteleuropas lebten die einen „in der Lüge“, während die anderen aus Untergrund und Emigration für die Wahrheit eintraten.³⁵ Hieraus ergibt sich eine einfache Lösung für die Frage, an welche Tradition anzuknüpfen ist. Diffiziler ist es von diesem Standpunkt aus, die Frage nach den Identifikationsprozessen für die ehemaligen staatssozialistischen Gesellschaften und die Rolle der Historiographie in ihnen zu beantworten.

Eine eher kulturgeschichtliche Perspektive nehmen die DDR-bezogenen Studien zu „Geschichte als Herrschaftsdiskurs“ ein, die am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschungen seit 1992 vorangetrieben worden sind. Hier wird die Historiographie zum einen in den Kontext anderer historischer Repräsentationen (wie Radio, Film, schöngeistige Literatur usw.) gestellt, und ihr zum anderen eine gewisse Eigenlogik bei der Auflösung des Spannungsverhältnisses von Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit zugestanden.³⁶ Von hier aus konkretisiert sich für einen spezifischen Kontext das Verhältnis von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis unter den Bedingungen einer Gesellschaft, in der die politische Führung eine weitgehende Durchherrschaft der Gesellschaft (Kocka) anstrebte.³⁷ Innerhalb dieser Interpretationsrichtung lassen sich gleichwohl erhebliche Unterschiede zwischen den Auffassungen einzelner Autoren ausmachen, die von einer weitgehenden Exotisierung bis zu historisierender Distanzierung reichen.³⁸ Angesichts der Leidenschaft, mit der in der bisherigen Diskussionen Essentialisierungen auf der Suche nach einer eindeutigen Definition der „DDR-Geschichtswissenschaft“ vorgetragen wurden, fanden Vorschläge, nach Schulen, Standorten und Perioden zu differenzieren, bisher kaum

34 Vgl. zu den verschiedenen Diskussionssträngen die Einleitung zu G. G. Iggers/K. H. Jarausch/M. Middell/M. Sabrow (Hrsg.), *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, München 1998.

35 F. Hadler/G. G. Iggers, *Überlegungen zum Vergleich der DDR-Geschichtswissenschaft mit den „gespaltenen“ Historiographien Ostmitteleuropas nach 1945*, in: ebenda, S. 433-444.

36 M. Sabrow (Hrsg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*, Köln/Weimar/Wien 2000.

37 Vgl. dazu H. Münkler, *Das kollektive Gedächtnis der DDR*, in: D. Vorsteher (Hrsg.), *Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR*, Berlin 1996, S. 458-468. Die verschiedenen Dimensionen des Umgangs mit historischer Zeit führt jetzt vor allem vor: R. Gries, *Die runden „Geburtstage“ – künstlicher Pulsschlag der Republik. Zeitkultur und Zeitpropaganda in der DDR*, in: M. Gibas/R. Gries/B. Jacoby/D. Müller (Hrsg.), *Wiedergeburten. Zur Geschichte der runden Jahrestage der DDR*, Leipzig 1999, S. 285-304. Siehe allgemeiner: A. Assmann, *Zeit und Tradition: kulturelle Strategien der Dauer*, Köln/Weimar/Wien 1998.

38 Vgl. etwa M. Sabrow, *„Beherrschte Normalwissenschaft“: Überlegungen zum Charakter der DDR-Historiographie*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 412-445 sowie R. Possekel, *Kuriositätenkabinett oder Wissenschaftsgeschichte? Zur Historisierung der DDR-Geschichtswissenschaft*, in: ebenda, S. 446-462.

Anerkennung. Sie entsprechen nicht dem Bedürfnis nach abgrenzender oder Kontinuität verheißender Identifikation.³⁹

Für den zuweilen mit Heftigkeit ausgetragenen Streit darüber, wie die östlichen Geschichtsschreibungen einzuordnen und zu analysieren seien, hat indes bereits die Tatsache, daß man ihnen nur noch im Gestus der Analyse begegnen kann, erhebliche epistemologische Folgen: Das oben skizzierte Problem, daß Historiker die von ihnen selbst entwickelten Kategorien der Untersuchung historischer Erzählungen nur unter größten Schwierigkeiten auf die Produkte ihrer eigenen Epoche anwenden können, ist hier wenigstens teilweise aufgehoben. Durch einen Systembruch verkürzt sich die Zeit radikal, in der die Historiographie selbst in das kulturelle Gedächtnis transportiert wird. Dieser Umstand kann nicht ohne Folgen für die Diskussion über die „aktive“ Geschichtsschreibung bleiben, die in der Systemauseinandersetzung als legitime Konsequenz übrig geblieben ist.⁴⁰

Eine ganz andere Dimension stellen die seit Anfang der neunziger Jahre mit kriegerischen Mitteln ausgetragenen Konflikte auf dem Balkan dar. Sie haben (scheinbar) die Debatte um das Ende des Nationalismus ad absurdum geführt, so daß gerade am Beispiel Serbiens nach der Rolle historischer Mythen für die Stabilität heutiger Gesellschaften gefragt wurde.⁴¹ Während so der Osten und Südosten Europas vorwiegend mit den analytischen Kategorien, mit denen das Verhältnis der Historiographie zur nationalen Integration beschrieben worden ist, entschlüsselbar erscheint, entfaltet sich für den Westen des Kontinents neben einer neuen Ausrichtung auf die europäische Geschichte zugleich eine Debatte, inwieweit diese Art von Historiographie am Ausbau der „Festung Europa“ mitwirke oder eher an einem Mythendefizit leide.⁴² Auf der anderen Seite wurden mit der ver-

39 M. Middell, *Wissenschaftliche Schulen in der Historiographie der DDR?*, in: Martin Sabrow (Hrsg.), *Verwaltete Vergangenheit. Geschichtsliteratur und Herrschaftslegitimation in der DDR*, Leipzig 1997, S. 67-116; ders., *Geschichtswissenschaft in der DDR – Strukturgefängnis oder indirekte Handlungsmöglichkeiten? Eine chronologische Perspektive*, in: Iggers/Jaraus/Middell/Sabrow (Hrsg.), *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, München 1998, S. 159-204.

40 Dieser Umstand führt naturgemäß zu erheblichen Auseinandersetzungen, ja geradezu zu Abwehrkomplexen gegenüber der Idee eines Vergleiches östlicher und westlicher Historiographien bzw. Geschichtskulturen, die mit dem Verdacht einer Gleichsetzung oder der Äquidistanz gegenüber moralischen Wertsetzungen diskreditiert und damit unmöglich gemacht werden soll. So etwa Martin Sabrow, der auf der Berliner Konferenz „Historiographien vergleichen“ 1999 jede Möglichkeit des Vergleichs zwischen ost- und westdeutscher Geschichtswissenschaft in Abrede stellte und dafür vor allem das unterschiedliche Verhältnis zum westlichen Wissenschaftsverständnis des 20. Jahrhunderts heranzog. Siehe den bereits in Anm. 22 zitierten Bericht von Christoph Conrad und Sebastian Conrad.

41 Vgl. W. Höpken (Hrsg.), *Öl ins Feuer? Schulbücher, ethnische Stereotypen und Gewalt in Südosteuropa*, Hannover 1996.

42 W. Schmale, *Europäische Geschichte schreiben ...*, in: *Comparativ* 3 (1993), 4, S. 40-48; ders., *Europäische Geschichte als historische Disziplin. Überlegungen zu einer Europäi-*

stärkt einsetzenden Wahrnehmung der Globalisierung Diskussionen über den Imperialismus der Denkformen (Said) oder die Kultur als Dimension der nächsten globalen Konflikte (Huntington) virulent. Universalismus und seine historische Begründung wurde damit fragwürdig.⁴³ Die scheinbar so radikalen Gegensätze, die ein diktaturgeschichtlich ausgerichteter Ost-West-Vergleich unterstreicht, verlieren in einer von Globalisierung und Postkolonialismus angestoßenen Debatte, die außereuropäische Gebiete und Diskussionen mit einbezieht, deutlich an Schärfe.⁴⁴

* * *

Aus dem Zusammentreffen von methodischen Veränderungen innerhalb und aktuellen Tendenzen außerhalb des Fachs entsteht heute eine wachsende Aufmerksamkeit für das Phänomen der historischen Meistererzählungen. Für Jörn Rüsen wird daraus diejenige Kategorie, die über alle Differenzen westlicher, östlicher und nichtwestlicher Geschichtskulturen hinweg als Universalie funktionieren kann, weil sie die allgemeinere kulturelle Funktion der Vergewisserung von Vergangenheit für identifikatorische Zwecke erfüllt: „Diese weiteste und zugleich tiefste Prägung von Identität, die wir mit dem Ausdruck ‚Zivilisation‘ oder eben ‚Kultur‘ versehen, drückt sich in einer ganz spezifischen Weise aus: durch ‚Meistererzählungen‘ (*master narratives*). Meistererzählungen sind Antworten auf die Frage nach der kulturellen Identität. Im Westen gibt es seit geraumer Zeit im Namen der Postmoderne eine radikale Kritik solcher Meistererzählungen. Das hier verkündete Ende der Meistererzählungen ist ein Symptom einer Identitätskrise im Selbstverständnis der westlichen Kultur. Ich glaube nicht, daß es keine Meistererzählungen des Westens mehr geben wird, und zwar einfach deshalb, weil es keine kulturelle Identität ohne Meistererzählungen gibt. Aber nichtsdestoweniger ist diese Kritik berechtigt: Wir benötigen neu angelegte Erzählungen, die sagen können, wer wir jetzt sind, da wir das nicht bleiben können und wollen, was wir einmal waren.“⁴⁵ Rüsen schließt hieran Vorschläge an, wie zwischen dem Universalismus von Meistererzählungen, zumal solchen, die mit dem wissenschaftlichen Anspruch

stik, in: ZfG 46 (1998), H. 5, S. 389-406; W. Burgdorf, „Chimäre Europa“. Antieuropäische Diskurse in Deutschland (1648-1999), Bochum 1999.

43 J. Rüsen (Hrsg.), Westliches Geschichtsd Denken – eine interkulturelle Debatte, Göttingen 1999.

44 Dies zeigt deutlich Peter Burkes Versuch, westliches von nichtwestlichem Geschichtsd Denken abzugrenzen, wobei in einer solch globalen Perspektive der Unterschied zwischen ost- und westeuropäisch keine Rolle mehr zu spielen scheint. Vgl. P. Burke, Westliches historisches Denken in globaler Perspektive – zehn Thesen, in: ebenda, S. 31-54.

45 J. Rüsen, Einleitung: Für eine interkulturelle Kommunikation in der Geschichte, in: ders./M. Gottlob/A. Mittag (Hrsg.), Die Vielfalt der Kulturen. Erinnerung, Geschichte, Identität 4, Frankfurt a. M. 1998, S. 23.

auf Objektivität bewehrt sind, und dem Partikularismus der Identifikation kultureller Gemeinschaften zu vermitteln sei. Das Bekenntnis zum „Prinzip der wechselseitigen Anerkennung von Unterschieden“ aus dem Multikulturalismus Charles Taylors geht mit einer Absage an den kontrastiven Vergleich als Grundlage der Ich-Andere-Unterscheidung einher. Der Ausweg einer Abstraktion von den allein kontrastiven Unterschieden durch Idealtypenbildung scheint dagegen weniger überzeugend, weil in erheblichem Maße aufgeladen mit Techniken der Weltaneignung, wie sie eine bestimmte Kultur hervorgebracht hat. Nicht die Unterschiede werden in dieser Art, die Dinge zu sehen, universalisiert, wohl aber die Grundlagen ihrer Wahrnehmung.⁴⁶

Aus Funktion und Charakter dieser Meistererzählungen folgert Rösen, es könne sich nur um Universalgeschichten handeln, die teleologisch auf die eigene Lebensform hinführen müßten.⁴⁷ Demzufolge würden sie Differenz zum Anderen zur Voraussetzung haben, aber dieses Andere entweder zur Vorgeschichte der eigenen Kultur herabstufen oder als Grenzfall der Reichweite eigener, aber universalisierter Regeln marginalisieren.

Es scheint, als steuere die Theoriedebatte von sehr verschiedenen Ausgangspunkten her auf ein gegenwärtig noch schwer zu bestimmendes Phänomen zu, das mit dem nach wie vor sehr unscharfen Begriff der *historischen Meistererzählung* umschrieben wird. Die Spannung zwischen dem Anspruch an eine identifikatorische Leistung der Historiker in Form von solchen *master narratives* und der zunehmenden Reflexion der kulturellen Folgen und methodischen Dilemmata, die sich aus eben der Praxis einer Befriedigung dieses Anspruchs ergab, ist den Historikern mehr und mehr bewußt geworden. Zunächst äußerte sich dies in einer Ablehnung von Großtheorien und dem Versuch einer Abkehr von den Großerzählungen. Inzwischen ist hier eine Verschiebung erkennbar; die Notwendigkeit synthetisierender Darstellungen wird ungeachtet der damit verbundenen Probleme wieder anerkannt, denn „it is the historical synthesis that helps to overcome the alienation between the historian and the public and the fragmentation of the discipline.“ Dabei gilt aber: „the great narrative as the only valid great story is a myth“, so daß die Konklusion zwangsläufig auf Pluralisierung und das Lob der Heterogenität hinauslaufen muß: „The great narrative is dead. Long live grand narratives.“⁴⁸

46 Einen Ausweg aus dem in der Rösen'schen Fassung nicht aufhebbaren Dilemma könnte der in anderen Kontexten entwickelte Kulturtransfer-Ansatz bieten. Eine Diskussion des Verhältnisses zwischen kontrastivem Vergleich und Kulturtransfer-Forschung bieten die Aufsätze in Heft 1 des Jahrgangs 10 (2000) von *Comparativ*.

47 Zur Kritik des Universalismus u.a. B. Giesen/K. Junge, *Der Mythos des Universalismus*, in: H. Børding (Hrsg.), *Mythos und Nation (= Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 3)*, Frankfurt a. M. 1996, S. 34-64.

48 E. Fuchs, *Global Human Experience, Capitalism, and Nature: The Construction of New Grand Narratives in History*, in: *GHI, Bulletin*, 26 (2000), S. 129-135, hier S. 134f.

Die Kapitulation vor dem Dilemma, daß Historiker einen erheblichen Teil ihrer sozialen Bedeutung der Tatsache verdanken, daß sie umfassende Narrationen produzieren und daß sie gleichzeitig deren problematischen Status mehr und mehr durchschauen, hat sich als nicht zureichend herausgestellt. Das Heil in der Flucht zu suchen, indem die Narrativität so weit wie möglich in den Hintergrund gedrängt und dafür eine stark theoriegeleitete Präsentation eingesetzt wurde, hat am Ende lediglich den Aufstieg erfolgreicher Konkurrenten vor allem über das Medium Fernsehen begünstigt.⁴⁹ Ein naives Fortschreiben der älteren *master narratives* ist aber aus verschiedenen Gründen ebenfalls nicht möglich.

* * *

Dieses Heft entspringt dem noch sehr experimentellen Bemühen, auf die skizzierte Situation mit einer Erforschung der Konstruktionsmechanismen und Produktionsumstände von historischen Meistererzählungen zu reagieren.⁵⁰ Überlegungen zu Begrifflichkeit und Operationalisierbarkeit in einer komparatistischen Untersuchung werden durch Fallstudien ergänzt, die für den Moment neben interessanten Einblicken in die jeweiligen Geschichtskulturen vor allem die Schwierigkeiten ahnen lassen, ein sehr komplexes Phänomen so zu ordnen, daß über die einzelne Entwicklung hinaus Generelleres ausgesagt werden kann. Ungeachtet dieser absehbaren Schwierigkeiten scheint die allgemeine Kategorie der *historischen Meistererzählung* – entsprechende definitive Eingrenzungen vorausgesetzt – dann geeignet, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der östlichen und westlichen Geschichtssysteme⁵¹ beschreibbar zu machen, wenn wir zwei Dimensionen zusammenziehen:

-
- 49 Der Erfolg einer inzwischen durchaus die Größenordnung von Forschungsinstituten annehmenden Produktion dokumentarischer Geschichtspräsentationen im deutschen Fernsehen kann ebenso wie die Verstörung professioneller Historiker angesichts der Medialität der Goldhagen-Debatte als Zeichen gedeutet werden, daß gerade in der deutschen Geschichtswissenschaft diesem Aspekt allzu lange keine genügende Aufmerksamkeit vor allem in der Ausbildung gewidmet wurde.
- 50 Entsprechende Teilprojekte werden gegenwärtig am Institut für Kultur- und Universalgeschichte Leipzig e.V., dem Historischen Seminar der Leipziger Universität, dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig und dem Zentrum für Zeithistorische Forschungen Potsdam in Angriff genommen. Das Ziel der Zusammenarbeit zwischen diesen Projekten ist eine vergleichende Darstellung der nationalen historischen Meistererzählungen für Ostmittel- und Westeuropa nach 1945. Vgl. dazu auch den Projektantrag von M. Middell und M. Sabrow „Konjunkturen und Krisen nationalgeschichtlicher Meistererzählungen im Vergleich“, Potsdam 2000 (Ms.)
- 51 Als Geschichtssysteme könnte man die Gesamtheit der – im Sinne Roger Chartiers – historischen Repräsentationen und der sie tragenden Infrastrukturen bezeichnen. Erzählungen bringen diese Strukturen und Ausdrucksformen über die Absicht der Sinnstiftung in einen Zusammenhang und zu gesellschaftlicher Wirkung.

Zum einen gehen wir von der Annahme aus, daß die Verwandlung von Vergangenheit in Geschichte als eine von den jeweiligen Sinnhorizonten abhängige Konstruktionsleistung in beiden Geschichtssystemen notwendig an narrative Strategien gebunden ist.

Zum anderen spiegeln sich in den institutionellen Produktionsbedingungen und den (wissenschaftlichen, politischen und Identifikation oder Orientierung stiftenden) Zwecken der historischen Narrationen die Hegemonieverhältnisse und politischen Organisationsformen der unterschiedlichen Gesellschaften, die das Entstehen von historischen Meistererzählungen entscheidend beeinflussen und ihren unterschiedlichen Platz in den kulturellen Systemen bestimmen. Der Vergleich historischer Meistererzählungen, wie er uns vorschwebt, beabsichtigt also gerade nicht, eine Äquidistanz zu neutralen narrativen Mustern zu konstruieren, sondern will deren gesellschaftliche Relevanz und Prägung als unterscheidenden Faktor zentral berücksichtigen.

Definitivische Eingrenzungen

Der amerikanische Terminus *master narrative* erscheint im selben Moment bereits eigentümlich vertraut und doch fremd. Er verspricht eine gelungene Zusammenfassung sehr differenzierter Tatbestände und läßt sich doch nicht richtig verorten. Beinahe wie ein Irrlicht taucht er auf, wie eine von allen anerkannte Münze, die sich bei näherem Hinsehen doch nicht einem einzelnen Finanzsystem eindeutig zuordnen läßt. Auf fatale Weise könnte sich genarrt fühlen, wer eine autoritative Liste der Belege zu einem ausgearbeiteten Konzept sucht. Und doch finden wir Beschreibungen von Historiographien und Geschichtskulturen, die mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit davon ausgehen, die Rekonstruktion der nationalen Meistererzählung(en) zu betreiben.⁵² Häufig handelt es sich um eine metaphorische Umschreibung für das, was in anderen terminologischen Systemen als „vorherrschende Paradigmen der Geschichtsschreibung“ oder als „dominierende Geschichtsbilder“ bezeichnet wird.

Dort, wo der Begriff verwendet wird, scheint er durchaus seinen Gebrauchswert zu besitzen.⁵³ Trotzdem findet sich in der Literatur kaum eine konzeptionelle Auffächerung.

Die nächste Verwandtschaft besteht zu zwei theoretischen Richtungen: Einmal geht es um die bereits erwähnte und vor allem von Michel Foucault, Jean-François Lyotard und Jacques Derrida auf je eigene Weise mit dem Begriff der Meistererzählung des Westens beschriebene Kohärenz des

⁵² Einen gelungenen Überblick zu diesen Anstrengungen für die deutsche Geschichte hat Konrad H. Jarausch erarbeitet: *A Return to National History? The Master Narrative and Beyond*, Potsdam 1999 (Ms.).

⁵³ R. H. Canary/H. Kozicki, *The Writing of History. Literary Form and Historical Understanding*, Madison 1978.

okzidental Selbstverständnisses.⁵⁴ Hier dominierte zunächst die Kritik und Dekonstruktion der Fortschrittsemphase des Westens, die sich seit dem 18. Jahrhundert an die Stelle der heilsgeschichtlichen Erwartungen gesetzt hatte.⁵⁵ Später trennten sich die radikalen Dekonstruktivistinnen, die mit Lyotard das grundsätzliche Ende einer kohärenten Geschichtserzählung forderten, von jenen, die bei Foucault neben der fundamentalen Kritik am liberalen historischen Entwurf den Vorschlag einer neuen Großnarration von der „carceral society“ orteten und daran ihr Plädoyer für die Flexibilisierung umfassenderer Entwürfe der geschichtlichen Entwicklung angeschlossen. Während die einen historische Meistererzählungen unter dem Signum postmoderner Pluralisierung überhaupt ablehnen, treten die anderen dafür ein, die verdrängten und ausgegrenzten Dimensionen in eine neue *grand narrative* oder auch *master narrative* einzubeziehen.⁵⁶ Auch wenn eine Ambivalenz im Begriffsgebrauch nicht zu übersehen ist, dient der Terminus *master narrative* in dieser Richtung doch zumeist der kritischen Betrachtung einer kohärenten, mit einer eindeutigen Perspektive versehenen (meist auf den Nationalstaat ausgerichtet⁵⁷) und meist um einen kollektiven Akteur zentrierten Erzählung.⁵⁸ Dabei bleibt die historiographiegeschichtliche Analyse bisher allerdings mit wenigen Ausnahmen eher vage und dient im Grunde genommen lediglich der Verstärkung des jeweiligen Arguments, wie künftige Geschichtsschreibung aussehen solle.

Zum anderen besteht eine Beziehung zur häufig bei Sozialwissenschaftlern anzutreffenden Vorstellung von „Metaerzählungen“, d.h. synthetisierenden Präsentationen von Gesellschaft, in denen die vielen kleinen Geschichten, die über einzelne Dimensionen von Gesellschaft hergestellt werden, ihre Gemeinsamkeit finden.

Der von Lyotard eingeführte Begriff des *méta récit* verbindet die beiden Argumentationsrichtungen und verweist auf die beiden konkurrierenden

54 M. Foucault, Die Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1969; J.-F. Lyotard, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Graz 1986, S. 110ff.

55 P. H. Reill, Das Problem des Allgemeinen und des Besonderen im geschichtlichen Denken und in den historiographischen Darstellungen des späten 18. Jahrhunderts, in: K. Achar/W. Schulze (Hrsg.), Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichte und Sozialwissenschaften, München 1990, S. 141-168; H. Zedlmaier, Die Marginalisierung der *Historia sacra* in der frühen Neuzeit, in: *Storia della Storiografia* 35 (1999), S. 15-26.

56 Neben Appleby/Hunt/Jacob, *Telling the Truth* (Anm. 3) auch W. J. Mommsen, Geschichte und Geschichten. Über Möglichkeiten und Grenzen der Universalgeschichtsschreibung, in: *Saeculum* 43 (1992), S. 124-136.

57 M. Dümpelmann, Zeitordnung. Aufklärung, Geschichte und die Konstruktion nationaler Semantik in Deutschland 1770-1815, Berlin 1997.

58 K. Hausen, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: H. Medick/A.-C. Trapp (Hrsg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998, S. 9-41; siehe auch schon J. Kelly, *Did Women have a Renaissance?*, in: *dies., Women, History, and Theory*, Chicago 1984, S. 19-52.

Denkformen der auf Kant bzw. Hegel zurückgehenden Großerzählungen der Neuzeit. Damit ist ein Ausgangspunkt gewonnen. Die Einlösung in empirischen Untersuchungen zur Rolle der Geschichtsdarstellungen für die Identifikationsprozesse verlangt allerdings eine Abgrenzung, die zugleich eine Eingrenzung und eine Erweiterung ist.

Die Eingrenzung betrifft die Konzentration auf einen Begriff der *historischen* Meistererzählung, da sowohl Lyotards westliche Meistererzählung als auch die Vorstellung von einer gesellschaftstheoretischen Metaerzählung nicht spezifisch eine Vergewisserung über Geschichte ist, sondern eine allgemeine Gesellschaftsbeschreibung, die auch in systematischer und nicht in historischer Absicht verfaßt sein kann.

Selbstverständlich bestehen zwischen diesen beiden Phänomenen enge Beziehungen, aber sie sind nicht identisch. Daraus ergibt sich auch, daß der Lyotardsche Begriff eine erhebliche philosophische Bedeutung hat, sich aber in konkreten Untersuchungen über Geschichtsbilder und Geschichtskulturen nur schwer operationalisieren läßt, weil er auf eine Verbindung mit den elaborierten Theorien über die narrativen Muster von Darstellungen mit explizit historischem Anspruch (fundierende Mythen, Strukturierung der Entwicklung in der Zeit usw.) verzichtet.

Demgegenüber hat Lynn Hunt stärker die Diskussion um die *master narratives* mit den aktuellen Verschiebungen in der Praxis der Historiographie verbunden, indem sie deren grundsätzliche Erweiterung um folgende drei Strategien vorschlägt: Rekonzeptualisierung der zentralen Kategorien, einschließlich der Vorstellung von Modernität; Reperiodisierung, indem die Erfahrung der Kontinuität gegenüber der Konzentration auf die großen Umbrüche stärker berücksichtigt wird; Einbeziehung der nichtwestlichen Geschichten als Maßstab für Vergleich und Differenz. Für eine so erweiterte Meistererzählung schlägt sie den Begriff des *meta-narrative* vor.⁵⁹

Die von uns intendierte Erweiterung gegenüber den bisherigen Überlegungen zu den *master narratives* und *méta récits* betrifft vor allem das Überschreiten einer allein in der Ideengeschichte und Textinterpretation verharrenden Betrachtung in Richtung einer Verknüpfung mit der Analyse von kulturellen und politischen Hegemonieverhältnissen innerhalb einer Gesellschaft.⁶⁰

59 L. Hunt, *The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History*, in: Medick/Trapp (Anm. 58), S. 57-98 sowie dies., *Geschichte jenseits von Gesellschaftstheorie*, in: C. Conrad/M. Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne*, Stuttgart 1994, S. 98-122.

60 Diesen Ansatz berücksichtigen bisher vor allem Argumentationen aus der Sicht der Geschlechtergeschichte, in denen der Zusammenhang zu den sozialen Herrschaftsverhältnissen explizit betont wird: „Durchmustert man die allgemeine Geschichte im Hinblick auf das, was eingeschlossen und was ausgeschlossen wurde, so ist sie unschwer identifizierbar als ein Produkt und ein Medium der Selbstverständigung über kulturelle Hegemonie.“ (Hausen [Anm. 58], S. 36).

Deshalb wird der Begriff der *historischen Meistererzählung* von uns ausdrücklich für die Beschreibung der Etablierung und Ablösung der in einer Gesellschaft *dominierenden* Deutungsmuster der Vergangenheit verwendet. Er meint demnach die in einer kulturellen Gemeinschaft zu einer gegebenen Zeit vorherrschende Erzählweise des Vergangenen. Der Begriff läßt sich von hier aus in verschiedene Dimensionen entfalten, die sich ineinander verschränken:

- Er hat eine *stoffliche Seite* und bezieht sich auf die Ereignisse, Personen, Strukturzusammenhänge, die zu einer geschichtlichen Erzählung verbunden werden;
- er hat eine *theoretisch-methodische Dimension* und meint dabei die Kriterien, nach denen die für eine Gesellschaft plausible(n) Geschichte(n) erzählt werden können;
- er hat eine *semantische Komponente* und richtet sich sowohl auf den Begriffshaushalt wie auf die narratologischen Prinzipien der jeweiligen Vergangenheitsaneignung;
- er thematisiert die *diskursive Grundstruktur*, die auf die Denkkordnung zielt, in der historische Wirklichkeit jeweils konstituiert wird.
- Schließlich läßt sich ein *Bezug zu den sozialen Praxen* der Traditionsstiftung und der Geschichtspolitik ermitteln, d.h. die Meistererzählung materialisiert sich und fordert zugleich durch ihre Struktur die Konzentration auf bestimmte Elemente heraus, bei deren Wahl die Akteure unter der Dominanz einer Meistererzählung keineswegs völlig freie Wahl haben.

Die Stabilität historischer Meistererzählungen beruht nicht zuletzt auf ihrer Definition des Eigenen und des Fremden; sie konstituieren Gemeinschaften und integrieren durch Ausgrenzung.

„Meisterstatus“ erhalten historische Vergewenwärtigungen des Vergangenen, wenn ihre Geltungskraft unbestritten ist oder sie zumindest öffentliche Dominanz besitzen und gleichsam ein Magnetfeld bilden, das die unterschiedlichen Partikel der historischen Repräsentationen zu integrieren und einheitlich auszurichten vermag. Insoweit und so lange diese Meistererzählungen die Identifikationsbedürfnisse in der Gesellschaft befriedigen, wirken sie sozial integrierend und reagieren auf deren Wandel mit dem Auf- und Abstieg dominanter Deutungsmuster.

Es ist sinnvoll, historische Meistererzählungen nach ihrer unterschiedlichen Existenzform und Wirksamkeit zu gruppieren. So wäre idealtypisch zu unterscheiden zwischen jenem Fall, in dem sich eine Erzählweise durchsetzt und rivalisierende Gegenerzählungen weitgehend oder gänzlich aus dem öffentlichen Diskurs verdrängt werden, und jener Konstellation, in der mehrere Erzählungen in einer Gesellschaft öffentlich nachvollziehbar um soziale Dominanz ringen.

Eine zweite Unterscheidung stellt den Fall, daß dieselbe Erzählung alle historischen Repräsentationen durchdringt, dem alternativen Auseinanderfall der verschiedenen Sphären einer Geschichtskultur gegenüber.

Eine dritte Ebene typologischer Unterscheidung ergibt sich aus der Tatsache, daß das Prinzip historischer Meistererzählung selbst ein Produkt der Moderne ist. Dieses Prinzip, kulturelle Gemeinschaften über eine dominante historische Meistererzählung zu integrieren, wird heute in den westlichen Gesellschaften zunehmend in Frage gestellt, so daß sich zwischen Konstellationen unterscheiden läßt, in denen der verbindliche Geltungsanspruch einer einheitlichen historischen Meistererzählung bei allem Streit über Inhalte und Formen dem Prinzip nach allgemein anerkannt wird, und solchen Konstellationen, in denen das Prinzip einer gemeinsamen Vergewisserung selbst in Zweifel gerät und eine Fragmentierung des Geschichtsdiskurses Eigenwert erhält. Die Erzählung von der Heterogenität der Moderne kann mithin selbst den Charakter einer historischen Meistererzählung annehmen.⁶¹

Historische Meistererzählungen haben eine bis auf die Begründung der entsprechenden kulturellen Gemeinschaft reichende Tiefenstruktur, sie geben damit eine grundsätzliche Ordnung der Zeit vor.⁶² Dies unterscheidet sie von zahlreichen sozialwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen von Gesellschaften, mit denen sie im öffentlichen Bewußtsein konkurrieren, aber auch kooperieren.⁶³

Um einprägsam zu sein, müssen Meistererzählungen über herausragende Akteure und Ereignisse organisiert werden. Hieraus ergibt sich die Querverbindung zum Erinnerungskalender der Gesellschaft, die sich auf die jeweilige Meistererzählung stützt.

Aus der zeitlichen Gliederung folgen Periodisierungen, in denen sich die Anlage der Erzählung und die Bewertung ihres Verlaufes spiegeln (Ursprungsmythen; Aufstiegsgeschichten; Inszenierung von wesensbestimmenden Höhepunkten; Niedergangsphasen oder solche der Immobilität usw.) Die einzelnen Positionen in der Kurve der historischen Entwicklung können, müssen aber nicht unbedingt durch Ereignisse markiert sein. Insbesondere für die Frühgeschichte ersetzen Strukturumbrüche häufig Ereignisse.

61 Auf diese Schlußfolgerungen laufen etwa die Analysen von Jarausch, Hausen oder Hunt hinaus, die oben bereits zitiert wurden.

62 Eine vergleichende Betrachtung der Zeitkonzepte in Rußland, Afrika, Ostasien, Westeuropa und Israel gestartet jetzt: S. Richter (Hrsg.), *Zeitfeld 2000* (=Comparativ 10 [2000], H. 3), Leipzig 2000.

63 P. Burke, *Soziologie und Geschichte*, Hamburg 1989 (engl. Fassung London 1980) beginnt seine Betrachtungen über die wechselseitigen Anregungen beider Perspektiven nach Fernand Braudels Diktum provozierend mit einem Kapitel über den „Dialog zwischen Tauben“.

Meistererzählungen beziehen sich auf einen bestimmten Raum, der nach politischen, kulturellen oder naturräumlichen Kriterien abgegrenzt wird. Hieraus ergibt sich die hauptsächliche Inszenierung von Wir-Gruppe und Anderen. Typologisch läßt sich zwischen solchen Meistererzählungen unterscheiden, die in einer Art universalgeschichtlicher Einbettung hauptsächlich auf die Charakterisierung der Wir-Gruppe im Vergleich mit anderen gerichtet sind, und solchen, die das Schwergewicht auf die inneren Konflikte der Wir-Gruppe als Explikation für deren Entwicklung legen.

Historische Meistererzählungen unterscheiden sich erstens von anderen historischen Erzählungen dadurch, daß sie beanspruchen, die zentrale Entwicklungslinie der sozialen Gemeinschaft, auf die sie sich beziehen, befriedigend zu erklären und eine Orientierungsfunktion für die Zukunft zu erfüllen, und zweitens durch die verbreitete Akzeptanz, die darin begründet liegt, daß sie wichtige Bedürfnisse der Bevölkerung erfüllt.

Damit sind die zwei Seiten des Untersuchungsgegenstandes angesprochen. Denn Meistererzählungen lassen sich nur durch die kombinierte Analyse von Textstrukturen einerseits und sozialer Geltung andererseits untersuchen und damit für den Vergleich aufbereiten.

Historische Meistererzählungen haben die Funktion, national bzw. staatlich verfaßten Gesellschaften eine Identifikations- und eine Orientierungshilfe zu bieten. Damit ist auch schon gesagt, daß sie im Ensemble von Identifikationsprozessen einen bestimmten Platz haben und mit anderen Orientierungsangeboten im Wettbewerb stehen. Sie bedürfen zur Erfüllung ihrer Funktion demnach einer ausreichenden Verbreitung, wobei diese Verbreitung nicht nur im quantitativen Sinne als beeindruckende Auflagenhöhe entsprechender Bücher verstanden werden darf, sondern sich in einem qualitativen Sinne auf die Omnipräsenz in den verschiedenen Medien und in unterschiedlichen Formen (wie Text, Bild, Metapher usw.) bezieht. Gerade die Anwesenheit und Wirkung historischer Meistererzählungen in Bereichen, die vom Publikum nicht mit der Erwartung der Belehrung über historische Gegenstände befrachtet sind, wie etwa die Werbung, die Inszenierung von Festen u.ä., macht ihre Stärke aus und bringt ihre stabilisierende Rolle in den kulturellen Hegemonieverhältnissen zum Ausdruck.

Hierin liegt aber auch eine Gefahr. Würden alle in einer Gesellschaft kursierenden Anspielungen auf geschichtliche Vorgänge umstandslos der Wirkung der *master narratives* zugerechnet, so geriete einerseits die auf eine Nation oder eine Gesellschaft bezogene Unterscheidung in Versuche, Meistererzählungen zu installieren und tatsächlich erfolgreiche Meistererzählungen ans dem Blick. Zum anderen würde damit eine Wirkungsweise im Alltagshewußtsein einfach angenommen, statt sie nachzuweisen.

Als Untersuchungsdimensionen bieten sich deshalb an:

- *erstens* die Narrativität historischer Darstellungen⁶⁴;
- *zweitens* die Konstellationen der Produktion historischer Darstellungen und des Aufgreifens durch politische oder/ und mediale Verbreitungsinstanzen;
- *drittens* die Ausbreitung einer historischen Erzählung in der Gesellschaft und ihre Transformation in allgegenwärtiges „historisches Wissen“ sowie schließlich
- *viertens* die Zuerkennung eines quasi-offiziellen Status und die Aufnahme in den Fest- und Feiertagskalender einer Gesellschaft sowie weitere Bezugnahmen in der politisch verantworteten Inszenierung historischer Verankerungen und in der staatlich definierten Form historischer Überlieferung (besonders bei Schullehrplänen, aber auch in der offiziellen Ikonographie).

Wie lassen sich Meistererzählungen vergleichen?

All jene kulturelle Gemeinschaften, die den Historisierungsschub des 18. und 19. Jahrhunderts aufgegriffen haben⁶⁵, versichern sich gerade über eine geschichtliche Herleitung ihrer Existenz der Einzigartigkeit, die sie von anderen, angrenzenden oder weit entfernten Gemeinschaften unterscheidet. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Vergleich über die Strukturelemente dieser historischen Fundierungen zu organisieren. Es kann zunächst vermutet werden, daß die historischen Meistererzählungen ebenso notwendig ein Produkt wie ein Faktor des neuen Typs sozialer Integration im 19. Jahrhundert geworden sind, der mit dem Aufstieg von Nationalstaat und Nationalismus zusammenhing. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges blieb diese enge Bindung der Meistererzählung an die Idee der Nation für die Geschichtsschreibung der europäischen Staaten prägend.⁶⁶ Die Geschichte der eigenen Nation bot den zentralen interpretatorischen Rahmen, innerhalb dessen sich historisches Wissen zu einer sinnvollen Großerzählung zusammenfügen ließ. Die Nation wurde zum unwidersprochenen Sinnhorizont und erhielt ihre Legitimität durch die Konstruktion einer kontinuierli-

64 Siehe dazu H. Eggert (Hrsg.), *Geschichte als literarische Form und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Stuttgart 1990.

65 Damit ist auch gesagt, daß hier vorläufig der universalhistorische Vergleich für die Zeit vor der Aufklärung in Europa außer Betracht bleibt. Die theoretischen Probleme der Konstruktion von Unterschieden auf der Basis einer einheitlichen *Historia sacra* innerhalb Europas und der Differenzverfahren zu anderen Begründungen zivilisatorischer Besonderheit verlangen eine gesonderte ausführliche Erörterung. Siehe dazu die Beiträge in Rilsen/Gottlob/Mittag, *Die Vielfalt der Kulturen* (Anm. 45); F. M. Clover/R. S. Humphreys (Hrsg.), *Tradition and Innovation in Late Antiquity*, Wisconsin 1989.

66 Das folgende verdankt wesentliche Anregungen der Diskussion mit Ralph Jessen (Berlin), der seinerseits der Geschichte der Zeitgeschichtsschreibung vergleichend nachgeht.

chen Entwicklung von mythischen Ursprüngen bis in die Gegenwart.⁶⁷ Diese *nationalgeschichtlichen Meistererzählungen* waren in den meisten europäischen Ländern nach 1945 besonderen Belastungen ausgesetzt:

Nach Krieg und bedingungsloser Kapitulation, mit der immer stärker bewußt werdenden Verantwortung für den Holocaust und der Teilung infolge der Blockkonfrontation stellte sich in Deutschland vielleicht am radikalsten die Frage, wie sich die Nachkriegserfahrungen mit dem Ideal des Nationalstaats in Verbindung bringen ließen. Die Historiker sahen sich mit einem weitverbreiteten Unbehagen gegenüber der Geschichte konfrontiert, wie Hermann Heimpel in seiner Eröffnungsrede auf dem Historikertag 1956 in Ulm feststellte. Zwar war schon unter den Zeitgenossen strittig, ob damit tatsächlich ein nachlassendes Interesse an der Geschichte gemeint sein konnte, aber in jedem Fall war die gewohnte kontinuierliche Herleitung der Gegenwart aus der Vergangenheit, die das Prestige der Historiker im 19. und frühen 20. Jahrhundert befestigt hatte, hinfällig geworden.⁶⁸

Beide deutsche Teilstaaten erhoben wechselseitige Ansprüche darauf, die „wahre“ Kontinuität der nationalen Geschichte zu repräsentieren. Die Misere-Konzeption im Osten und die Katastrophenliteratur im Westen⁶⁹, die für eine bestimmte Phase nach 1945 dominierten, wiesen bei weitem nicht die Stabilität der nationalgeschichtlichen Meistererzählung aus den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg auf. Damit öffnete sich ein Feld alternativer Entwürfe, die sowohl die universalhistorischen Dimensionen innerhalb des Marxismus für die SBZ/DDR⁷⁰ als auch die verschiedenen die Nationalgeschichte überschreitenden Perspektiven einer Betrachtung gemeinsamer Grundlagen des „Abendlandes“ (Franz Schnabel u.a.) und die komparatistischen Aspekte der Sonderwegsthese betonen konnten.⁷¹ Die Rhythmen dieser Öffnung⁷² und ihrer ebenso raschen wie widersprüchlichen Schließung unter dem Disziplinierungsdruck eines Monopolanspruchs für die marxistisch-leninistische Geschichtsdeutung in der DDR der

67 Vgl. K. H. Jarausch, *A Return to National History? The Master Narrative and Beyond*, Potsdam 1999 (Ms.).

68 Vgl. dazu Jin-Sung Chun, *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948–1962*, München 2000, Kap. 2, bes. S. 56–58.

69 W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 21993, S. 46–76.

70 M. Middell, *Jenseits unserer Grenzen? Zur Trennung von deutscher und allgemeiner Geschichte in der Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur der DDR*, in: K. H. Jarausch/M. Middell, *Nach dem Erdbeben. (Re-) Konstruktion ostdeutscher Geschichte und Geschichtswissenschaft*, Leipzig 1994, S. 88–120.

71 Vgl. A. Schildt/A. Sywottek (Hrsg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der fünfziger Jahre*, Bonn 1993.

72 W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft (Anm. 69)*, S. 207–227, S. 266–280.

späten fünfziger und frühen sechziger Jahre⁷³ sind erst in Ansätzen erforscht.

Die historiographische Selbstbeschreibung in den osteuropäischen Staaten fand nach ihrer Zwangsintegration in das sowjetische Hegemonialsystem in einer Konstellation statt, die ebenfalls erhebliche Anforderungen an nationalgeschichtliche Großinterpretationen stellte: Das Territorium mancher Länder war als Folge des Krieges und der Nachkriegsordnung neu geschnitten worden, und gewaltige Bevölkerungsbewegungen hatten die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung homogenisiert. Manche Länder, wie Polen, entsprachen weitgehend dem Modell des Nationalstaats, andere, wie die Tschechoslowakei oder Jugoslawien, blieben multinationale Staaten. Allen gemeinsam war der Verlust an Souveränität durch ihre Integration in den sowjetischen Machtbereich (Ausnahme Jugoslawien) und der Anspruch der jeweiligen kommunistischen Parteien nicht nur auf das Machtmonopol, sondern auch auf die Deutungshoheit gegenüber der Geschichte.⁷⁴

In Westeuropa waren die Belastungen, denen das nationalgeschichtliche Deutungsmuster nach 1945 ausgesetzt war, sicherlich weniger intensiv. Weder kam es als Folge des Krieges zu territorialen Neuordnungen, noch trat eine ideologische Hegemonialmacht wie die kommunistische Bewegung auf den Plan.⁷⁵ Allerdings galt es auch hier, die Erfahrung des Krie-

73 M. Sabrow/P. Th. Walther (Hrsg.), *Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR*, Leipzig 1995; I.-S. Kowalczyk, *Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961*, Berlin 1997. Zur Periodisierung von Öffnung und Schließung in Richtung einer marxistischen Internationale anhand einer Auswertung der Themenschwerpunkte der ZfG: M. Middell, *Autoren und Inhalte. Die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1953–1989*, in: ders. (Hrsg.), *Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich*, Leipzig 1999, S. 235–296.

74 N. Naimark, *Politik und Geschichtswissenschaft im osteuropäischen Kontext*, in: K. H. Jarausch (Hrsg.), *Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR*, Berlin 1991, S. 125–138. J. Topolski, *Zwischen Dogma und Pluralismus. Die Historiker und der Staat in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: ders. (Hrsg.), *Historisches Bewußtsein und politisches Handeln in der Geschichte*, Poznan 1994, S. 121–127; V. Precan (Hrsg.), *Acta Creationis. Unabhängige Geschichtsschreibung in der Tschechoslowakei 1969–1980*, Bukarest 1980 sowie das Themenheft der *American Historical Review* 97 (1992), S. 1011–1117 mit Beiträgen über Polen (P. Wandycz), die Tschechoslowakei (J. Kořalka), Ungarn (I. Deák), Jugoslawien (I. Banac), Bulgarien (M. Todorova), Rumänien (K. Hitchins). A. Marès (Hrsg.), *Histoire et pouvoir en Europe médiane*, Paris 1996. Jetzt für das belorussische Beispiel sehr detailliert: R. Lindner, *Historiker und Herrschaft. Nationsbildung und Geschichtspolitik in Weißrußland im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999;

75 Zu beobachten ist allerdings die Herausbildung einer mehr oder minder stark an die Kommunistischen Parteien angelehnte marxistische Historiographie, so daß wir – wiederum in einer asymmetrischen Analogie zu Osteuropa – ebenfalls für viele westeuropäische Länder eine „gespaltene Historiographie“ ausmachen können, in der die einzelnen Stränge jeweils eigenen Logiken in der Produktion von nationalhistorischen

ges, der Besetzung und der Kollaboration in die nationale Geschichtserzählung zu integrieren.⁷⁶ Neue Herausforderungen stellten sich mit dem Bedeutungsverlust des Nationalstaats im Zeichen beginnender europäischer Integration⁷⁷ und kultureller „Amerikanisierung“.⁷⁸

Hieraus ergibt sich nicht nur für die unmittelbare Nachkriegszeit die Frage, wie sich Historiker und die anderen „Erfinder“ historischer Repräsentationen unter den sehr verschiedenen Systembedingungen in Ost und West einem strukturell durchaus ähnlichen Problem stellten: Die Glaubwürdigkeit, Integrations- und Legitimationskraft der nationalen Meistererzählung schien in Frage oder doch zumindest auf die Probe gestellt. Zugleich blieb die nationalgeschichtliche Erzählung überall der Kern historischer Deutungskonstruktionen, und selbst alternative Deutungen waren vielfach auf das nationalgeschichtliche Muster bezogen – und sei es negativ gewendet wie im Fall der Sonderwegthese.⁷⁹

Welche Konsequenzen hatten der Ausgang des Zweiten Weltkrieges, die anschließende Blockbildung, der ideologische Hegemonialanspruch des Marxismus-Leninismus, die staatliche Teilung Deutschlands und die beginnende „Amerikanisierung“ in Westeuropa für das historiographische Modell der nationalen Geschichte? Bewies die nationalgeschichtliche Meistererzählung immer noch oder erneut Integrationskraft, paßte sie sich neuen Anforderungen wie den Legitimationsbedürfnissen der neuen Regime in Osteuropa an, wurde sie durch konkurrierende Deutungen verdrängt? Wie weitgehend behauptete sich die nationalgeschichtliche Erzählung in einer Situation, in der vieles auf die Auflösung bzw. die abnehmende Bedeutung und schwindende Glaubwürdigkeit nationaler Kategorien hinzuwirken schien – von internationalistischer Ideologie und übernationaler Blockbildung bis hin zur Erschütterung des Glaubens an die „Sinnhaftigkeit“ der nationalen Entwicklung angesichts der Erfahrung des „Dritten Reiches“ in

Meistererzählungen verfolgten. Vgl. M. Middell, *Marxistische Geschichtswissenschaft*, in: J. Eibach/G. Lottes (Hrsg.), *Geschichtskompaß*. Göttingen 2000 (i.E.).

76 Um nur zwei Titel für den französischen Fall zu nennen: H. Rousso, *Le syndrome de Vichy*, Paris 1987; C. Florin, Philippe Pétaïu und Pierre Laval, *Das Bild zweier Kollaborateure im französischen Gedächtnis. Ein Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung in Frankreich von 1945 bis 1995*, Frankfurt a. M. 1997.

77 Eine vorzügliche Übersicht zu den Mythen, auf die sich eine europäische Perspektivierung der Geschichte stützt, bietet J. Fontana, *Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte*, München 1995.

78 F. Ringer/J. McVeigh (Hrsg.), *Amerika und die Deutschen*, Darmstadt 1986; T. Molnar, *The Emerging Atlantic Culture*, New Brunswick 1994; A. Lüdke/I. Maršolek/A. von Saldern (Hrsg.), *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996; K. H. Jarausch/H. Siegrist (Hrsg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt a. M./New York 1997; H. Bude/B. Greiner (Hrsg.), *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik*, Hamburg 1999.

79 M. Middell, *Metzerzählungen. Verglethende Revolutionsgeschichte und Sonderwegsthe- se*, in: *Berliner Debatte* Initial 9 (1998), H. 5, S. 59–76.

Deutschland? Erwies sich das nationalgeschichtliche Paradigma als anpassungsfähig und flexibel, um auch neuen Legitimationsbedürfnissen der neuen Diktaturen gerecht zu werden, oder eher als ein Hindernis beim Umschreiben der Geschichte nach marxistisch-leninistischer Blaupause?

Dies könnten Fragen sein, denen eine komparatistische Erforschung historischer Meistererzählungen, die sich zunächst auf europäische Fälle im 20. Jahrhundert konzentriert⁸⁰, nachzugehen hätte. Vorläufig gilt es dafür die Analysekategorien auszuarbeiten und geeignete Quellenkorpora für eine serielle Untersuchung zu testen, denn anders läßt sich das Kriterium der sozialen Dominanz kaum verifizieren.

Die Beiträge dieses Heftes wenden sich dieser Aufgabe von sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus zu. Arpád von Klimó fragt am ungarischen Beispiel nach der Rolle von Geschichtskulten, in denen die Nation repräsentiert wird, für die Geschichtskultur eines Landes. Er rekonstruiert dabei ein Beziehungsnetz, in dem die ungarischen Eliten des 19. Jahrhunderts ihre nationale Meistererzählung situieren. Auf der einen Seite spielte Frankreich als Vorreiter bei der Ausprägung neuer Formen der politischen Kultur und ihrer historischen Illustrierung eine wichtige Rolle. Wie auch für andere Länder inzwischen genauer nachgewiesen werden konnte⁸¹, spielte in Europa bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend ein Dreieck von Referenzen aus „Frankreich“ und „England“ auf der einen und der jeweiligen nationalen Geschichtskultur auf der anderen Seite eine wichtige identifikatorische Rolle. Im Fall der ungarischen Aristokratie war es der konservativ eingehegte Parlamentarismus, der die englische Komponente besonders attraktiv machte. Den zweiten Bezug stellten Deutschland und die Habsburgermonarchie dar, von denen sich ein ungarischer Nationalismus abgrenzen mußte, wollte er seinem Anspruch auf Eigenständigkeit historische Tiefe verleihen. Eine dritte Ebene bildeten schließlich jene Nationalkulturen, die sich – wie etwa die italienische und die polnische – in einer ähnlich schwierigen Konstruktionsphase befanden und aufgrund dieser Analogien nach Entwicklungsstand, Motivauswahl und äußerer Konstellation von den Ungarn als „verwandt“ interpretiert wurden.

Hieraus ergibt sich verallgemeinert gesprochen bereits für die Konstituierungsphase nationalhistorischer Meistererzählungen die Notwendigkeit, die vielfachen Fremdreferenzen zu eruieren und zu vergleichen. Sie erzeugten eine Reihe von Gemeinsamkeiten in den Geschichtskulturen europäischer Länder. Gerade indem die Nationalisten die Unterschiede zwischen

80 Für einen europäisch-asiatischen Vergleich siehe S. Conrad, Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960, Göttingen 1999.

81 Vgl. J. Garber, Peripherie oder Zentrum? Die „europäische Triarchie“ (Deutschland, Frankreich, England) als transnationales Deutungssystem der Nationalgeschichte, in: M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe–XIXe siècle), Paris 1988, S. 97–162.

den Völkern und Staaten betonten, waren sie auf ähnliche Begründungen und narrative Realisierungen dieser Differenzbehauptung angewiesen, suchten regelrecht danach, sich die effektivsten Muster anzueignen und wiederum mit der Vorstellung von der Einzigartigkeit ihrer eigenen Kultur zu verknüpfen.⁸²

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für diese Kulturtransfer-Prozesse ist die Rolle Ernst Moritz Arndts, der in der Regel als Stammvater einer radikal antifranzösisch zugespitzten Nationalbewegung in Deutschland angeführt wird, dies jedoch gerade dadurch werden konnte, indem er die Modernität der symbolischen Politik im revolutionären Frankreich und die Konstruktionsprinzipien eines neu begründeten Nationalismus erkannte und seinen eigenen Strategien inkorporierte.⁸³ Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum der untersuchte ungarische Einzelfall jene Strukturelemente zeigen kann, die für die Typologie historisch fundierter Kulte insgesamt herangezogen werden können: Die nach Repräsentationsform und Argumentation sichtbare Modernisierung nicht nur eines gegen das Ancien Régime gerichteten liberalen Anspruches auf die Nationalgeschichte, sondern auch der nationalkonservativen Gegenseite, deren Rekurs auf historische Dauer als Grundlage für Legitimität gleichermaßen das moderne historische Bewußtsein des 19. Jahrhunderts beeinflusste. Sozialistische und völkische bzw. ethnozentrische Argumentationen versuchten am Ende des 19. Jahrhunderts die zentrale Rolle der Nation in der historischen Selbstvergewisserung zu unterlaufen, amalgamierten jedoch eher mit den nationalkonservativen bzw. nationalliberalen Vorstellungen, als daß sie sie wirklich hätten ablösen können.

Dies zeigt Martina Winkler mit ihrem Beitrag über die Bemühungen um eine neue Meistererzählung in der ČSSR nach 1948. Anhand zweier Darstellungen zur Geschichte des Landes und der Kommunistischen Bewegung führt sie den widersprüchlichen Prozeß der Neuformierung von Traditionen vor, die – wie ein Blick auf Akteure, Zeitstrukturen und Erzählweisen belegt – nur deshalb und nur dort erfolgreich sein konnten, wo sie auf die Plausibilitätsstrukturen vorhandener Muster der Geschichtserzählung zurückgriffen, eine etablierte Codierung auf neue Objekte und Akteure übertrugen: „Die tschechoslowakische Historiographie entwickelt kein Programm der vollkommenen Ablehnung der Kategorie Nation – wie es in der DDR der Fall ist –, sondern bemüht sich um Modifikation und Anpassung. Begriff und Idee der Nation werden durch Verämierung dem

82 Dies zeigen sehr eindrucksvoll: M. Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*, Stuttgart 1992; J. Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich 1871–1914*, Göttingen 1997.

83 H. J. Lüsebrink, *Ein Nationalist aus französischer Inspiration: Ernst Moritz Arndt (1769–1860)*, in: M. Espagne/W. Greiling (Hrsg.), *Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)*, Leipzig 1996, S. 221–242.

bürgerlichen historischen Code entzogen und für die neue, marxistische Geschichte verfügbar gemacht.“

Frank Hadler unternimmt in seinem Beitrag den Versuch, Gesamtdarstellungen zur polnischen, ungarischen und tschechischen Nationalgeschichte daraufhin zu vergleichen, wie die für die Geschichte Ostmitteleuropas in der Zeit um das Jahr 1000 zentralen Personen und Ereignisse gedeutet werden. Die gewählten Beispiele werden in drei Abschnitten untersucht. Am Beginn stehen Syntheseentwürfe, die in den ostmitteleuropäischen Nationalgesellschaften des 19. Jahrhunderts zur nationalhistorischen Segmentierung der jeweiligen Landesgeschichten führten. Die in der Regel von einzelnen „Meistern“ des Faches realisierten Werke konnten nicht zuletzt aufgrund ihrer Veröffentlichung in den einzelnen Nationalstaaten zu *nationalgeschichtlichen Meistererzählungen* werden. Historiker wurden hier zu *nationbuilders*. Gesamtdarstellungen, die in den Nationalstaaten der Zwischenkriegszeit entstanden, werden im zweiten Teil behandelt. Bei ihnen fällt auf, daß sie die erste Jahrtausendwende unter direktem Bezug auf den nach 1918 in Ostmitteleuropa entstandenen staatsnationalen Ist-Zustand interpretierten. Diese zum Teil kollektiv erarbeiteten Werke können als Ergebnisse intensiver politischer Versuche gewertet werden, Meistererzählungen zu installieren, die einem „New Europe“ entsprachen, das nach dem „principle of nationality“ geordnet worden war. Den dritten Teil seines Aufsatzes widmet Hadler den durchgängig von großen Autorenteamen produzierten Überblickswerken, die in den ostmitteleuropäischen Volksdemokratien unter der Ägide der in allen Hauptstädten existierenden Historischen Akademie-Institute erschienen sind. Geleitet vom marxistischen Formationsmodell, versuchten die Autoren der hier interessierenden Passagen, die ehemals nationalen Helden des Jahres 1000 in den gesellschaftlichen Kontext des Frühfeudalismus einzuordnen. Die mit klassenkampfgeschichtlichen Interpretationsbemühungen verbundenen Verzerrungen der „marxistischen“ Meistererzählungen sollten durch spätere Spezialmonographien ebenso überwunden werden, wie die nationalgeschichtlich bedingten Bedeutungsüberhöhungen „bürgerlicher“ Historiker.

Auch hier zeigt sich, daß die (jubiläumsveranlaßte) Aufmerksamkeit für ein lediglich durch wenige Dokumente belegtes Ereignis erst im Kontext von Narrationen, die mit den Identifikationsmustern in den jeweiligen Gesellschaften verknüpft sind, anwächst. Die Ambivalenz des Ereignisses, das für verschiedene historische Herleitungen tauglich gemacht werden kann, wird im Moment des Einbaus in eine übergreifende Erzählung reduziert, kann aber für die Integration in eine andere (möglicherweise entgegengesetzte) Narration wieder mobilisiert werden. Insofern kann die vergleichende Betrachtung eines Ereignisses als Indikator für den Wandel historischer Meistererzählungen benutzt werden.

Mit dem Beitrag von Cathrin Friedrich kommt in den Blick, daß keineswegs nur auf nationalem Niveau Identitätsstiftung durch historisches Erzählen versucht wird. Sie untersucht die Ebene des Regionalen an zwei Beispielen, die einerseits in sehr verschiedenen Kontexten stehen – der 1990 auch in Ostdeutschland wieder hergestellte Föderalismus und der in Frankreich heute trotz aller Dezentralisierungsbemühungen vorherrschende Unitarismus des Nationalstaates könnten kaum gegensätzlicher erscheinen –, andererseits aber eine Reihe von Übereinstimmungen in den Argumenten für die (Wieder-)Belebung regionalhistorischer Narrationen aufweisen. Die Verfasserin vergleicht aber nicht nur zwei Territorien an der Ost- und Westgrenze der Europäischen Union, sondern auch die regionalpädagogische Selbstmandatierung der Historiker im ausgehenden 20. Jahrhundert mit derjenigen ihrer Kollegen ein Jahrhundert zuvor. Eine analoge Verflechtung von Laien- und Expertenarena ist auszumachen, der Dekonstruktivismus hat die Landes- oder Regionalgeschichte in weit geringerem Maße als die Nationalgeschichte erreicht. Selbstreflexive Historiographie, die den doppelten Boden von Rekonstruktion der Historie und Dekonstruktion der Erinnerung mitdenkt, ist im regionalen Kontext deutlich seltener anzutreffen, zuweilen unter Verweis auf die sich aus dem kleineren Raum ergebende „Ursprünglichkeit“ der regionalen Geschichte, die die Deckung von historischen Fakten und historiographischer Narration noch garantiert, wo sie der Nationalgeschichte verloren gegangen sei. Zuweilen geschieht das auch unter Verweis auf die Harmlosigkeit der im Westen weitgehend (sieht man von Ausnahmen der immer wieder durch militanten Separatismus geschnittenen Regionen in Südwest- und Nordwesteuropa ab) pazifizierten regionalen Ebene. Regionalhistorische Meistererzählungen fänden deshalb keine umfangreiche Resonanz, weil sie sich (noch?) nicht mit entsprechenden politischen Projekten verbunden haben, nachdem der Einbau der Regionen in die Nationen im späten 19. Jahrhundert vollzogen worden sei.⁸⁴ Es zeigt sich jedoch, daß wenigstens eine Latenz zu beobachten ist, die sich heute mit der rhetorischen Zielfigur des „Europas der Regionen“ praktisch verknüpfen kann, oder im Fall Sachsens zur Herstellung einer neu perspektivierten nationalen Einheit in Deutschland durch Marginalisierung der konkurrierenden ostdeutschen Identität dienen soll.⁸⁵

84 Vgl. dazu jetzt G. Kunz, *Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000.

85 So formulierte der sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf in der Debatte zum 10. Jahrestag der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion im Deutschen Bundestag am 30. Juni 2000, er halte es für einen Fehler, weiterhin von Ostdeutschland zu sprechen, da die Menschen eine Identifikation mit ihren Ländern Sachsen, Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg sowie Berlin und danach mit Deutschland, jedoch nicht mit Ostdeutschland entwickelt hätten bzw. dies tun sollten, „weswegen ich nicht glaube ... daß das Suchen nach einem ostdeutschen Selbstverständnis und einem ostdeutschen

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um die historischen Erzählungen, die die europäischen Gesellschaften dominieren, steht heute die Spannung von Nationalem und Internationalität. Darin erschöpft sich das Problem aber keineswegs, universalhistorische, europäische und regionale Dimensionen sind als konkurrierende oder flankierende Faktoren zu berücksichtigen, gewinnen nach Meinung vieler Kommentatoren zunehmend an Gewicht.

Die in diesem Heft versammelten Beispiele können diese Komplexität nicht erschöpfend erfassen. Unser Ziel ist deshalb auch bescheidener. Es wäre bereits erreicht, wenn mit den vorliegenden Anregungen eine Debatte in Gang gesetzt würde, die als Gegenteil zur zunehmenden Fragmentierung der Forschungen über die Erinnerungsmodi moderner Gesellschaften wirkt und sich auf gemeinsame Kategorien und Fragestellungen fokussiert, damit die in den letzten Jahren in erstaunlichem Umfang in Gang gekommenen empirischen Studien aufeinander bezogen werden können.

Leitbild zu den wichtigsten Aufgaben gehört, die uns gestellt sind.“ (zit. nach Das Parlament Nr. 28 vom 7. Juli 2000, S. 12).